

Die Kolonialisierung der Zukunft

[Eröffnung 22. ilb, 7. September 2022]

David Van Reybrouck

Hochverehrte Gäste,

liebe Freundinnen und Freunde,

am Ende dieser Rede werden schätzungsweise drei bis vier weitere Arten ausgestorben sein. Ein tropischer Salamander, ein glänzender Käfer, eine unscheinbare Flechte oder ein Pilz – es könnte alles sein. Nachdem sie seit Tausenden [vielleicht Millionen] von Jahren existiert haben, werden sie die nächsten dreißig Minuten nicht überleben und unwiderruflich vom Antlitz der Erde verschwinden. Um Mitternacht könnten es bereits 35 sein. Morgen um dieselbe Zeit werden wir etwa 150 Arten verloren haben, und wenn das Internationale Literaturfestival Berlin im nächsten Jahr stattfindet, könnten wir über eine Gesamtzahl von 55.000 ausgestorbenen Arten in diesem Zeitraum sprechen. Und damit wird es nicht aufhören. Die Zahl wird unaufhörlich steigen, weil wir uns mitten in der sechsten großen Aussterbewelle befinden, die unser Planet erlebt hat. Der ersten allerdings, die durch menschliches Tun verursacht wurde. [Die vorangegangene Welle fand vor 65 Millionen Jahren statt, als ein Meteorit die Dinosaurier auslöschte].

Bis zu 55.000 Arten pro Jahr: Diese Zahl ist nicht die apokalyptische Vision einer Handvoll von Ökoradikalen, sondern eine Schätzung der UN-Konvention zur biologischen Vielfalt, eines multilateralen Übereinkommens zwischen 196 Ländern. IPBES [Intergovernmental Science-Policy Platform on Biodiversity and Ecosystem Services], die UN-Plattform für Biodiversität, hat errechnet, dass von den gegenwärtig lebenden acht Millionen Arten eine Million binnen einer oder einiger weniger Generationen vom Aussterben bedroht ist. Und das ist eine konservative Schätzung.

Im Mauna-Loa-Observatorium, einer wissenschaftlichen Forschungsstation auf Hawaii 3.400 Meter über dem Meeresspiegel, wurde im Mai und Juni dieses Jahres eine durchschnittliche Kohlendioxid-Konzentration von 421 Teilen pro Million oder ppm [parts per million] gemessen. Den meisten dürfte diese Zahl nicht viel sagen, und doch ist sie wahrscheinlich die wichtigste Nachricht des Jahres. Stellen wir uns unsere Atmosphäre als ein Schwimmbecken vor, das mit

einer Million dunkel- und hellblauer Kugeln gefüllt ist – das sind die Sauerstoff- und Stickstoff-Moleküle. In dieser blauen Masse schwimmen auch ein paar hellrote Kugeln herum. Es sind nicht viele, nur ein paar hundert, aber sie sind sehr heiß und bleiben das auch sehr lange, wodurch sie das ganze Becken aufheizen. Das sind die CO₂-Moleküle. Nun stehen 421 rote Kugeln zu einer Million blauer in einem alarmierend hohen Verhältnis. Der Mauna Loa ist ein unwirtlicher Vulkan, eine abfallende, felsige Mondlandschaft über dem Pazifik. Er ist zugleich der Ort, an dem seit März 1958 tägliche Beobachtungen der Erdatmosphäre gemacht werden: die längste aufgezeichnete Datenreihe, die wir haben. Als die Aufzeichnungen vor 64 Jahren begannen, lag der CO₂-Gehalt bei nur 315 Teilen pro Million. Von da an ging alles sehr schnell. Von 315 auf 421 rote Kugeln in weniger als einer Lebensspanne: Das ist ein gewaltiger Anstieg, wenn man bedenkt, dass die Zahl in den vergangenen 800.000 Jahren mit all ihren strengen Eiszeiten und wärmeren Phasen zwischen 170 und nicht mehr als 300 ppm schwankte. 421 ppm: Wir sind in eine Gefahrenzone eingetreten, wie es sie seit Millionen von Jahren nicht gegeben hat. Der Sommer 2022 hat das mehr als deutlich gemacht.

Liebes Publikum,

vor knapp einem Monat sah ich in einem Dorf in Südfrankreich nach Mitternacht eine große Katze in einem Garten. Bei näherer Betrachtung erwies sich die große Katze als ein kleiner, junger Fuchs. Das arme Tier war spindeldürr, knochig und ausgehungert. Die wochenlange Dürre hatte sein Revier in eine tote Wüste aus trockenen Zweigen und hungrigen Nächten verwandelt – die Provence sah aus wie Arizona –, und der junge Fuchs muss so verzweifelt auf der Suche nach Nahrung gewesen sein, dass er seine übliche Angst vergaß. Ich öffnete die Tür, und er rannte nicht weg. Ich warf ihm einige Essensreste hin, und er rannte nicht weg. Ich ging auf ihn zu und hockte mich ins Gras – er rannte nicht weg. Gierig verschlang er das Futter und kam schließlich sogar zu mir, um mir aus der Hand zu fressen und meine Finger auf der Suche nach mehr abzulecken. Als Wanderer habe ich schon Dutzende von Füchsen in freier Wildbahn gesehen, aber noch nie hat einer meine Hand abgeleckt. Es war bewegend und zutiefst beunruhigend. Die Landschaft war leergefegt, der Kühlschrank vollgestopft, und die Hungrigen kamen zu den Schuldigen.

Der Sommer 2022 war der Sommer der Wahrheit. Ich sah Wälder, die zu Asche geworden waren, ich roch kilometerweit Holzkohle, ich sah Frösche und Kröten auf staubigen Wanderwegen, tot, mit weit aufgerissenen Mäulern. Ich hörte Geschichten von

Wildschweinen, die in Dörfer eindringen und um Nahrung bettelten, und ja, ich spüre noch immer die Zunge jenes jungen Fuchses an meinem Finger. Die Hungrigen kamen zu den Schuldigen, und die Schuldigen hatten nichts zu sagen. Bis jetzt, vielleicht.

Liebe Freundinnen, liebe Freunde,

seit fast 15 Jahren untersuche ich den Kolonialismus mit den Mitteln der Oral History. Ich habe Hunderte von Menschen im Kongo interviewt, um die tragische Vergangenheit des Landes zu verstehen. In Indonesien, dem viertbevölkerungsreichsten Land der Welt nach China, Indien und den Vereinigten Staaten, habe ich Hunderten von Zeitzeugen zugehört, um zu verstehen, wie es die weltweite Entkolonialisierungsbewegung in Gang gesetzt hat, indem es nach dem Zweiten Weltkrieg als erste Kolonie seine Unabhängigkeit erklärte. Ich habe mich mit Dorfbewohnern, Fischern und Reisbauern zusammengesetzt. Ich reiste per Motorrad und Einbaum, schlief auf Bootsdecks und an Stränden, ich scrollte und wischte mich durch den Cyberspace und benutzte Tinder, um Zeugen ausfindig zu machen [»tut mir leid, aber ich bin mehr an deinem Großvater interessiert als an dir«]. Eine ältere Frau auf einer abgelegenen Insel, die glaubte, sie habe nichts zu sagen, entpuppte sich als außergewöhnliche Zeitzeugin für die 1930er Jahre. Ein bemerkenswerter Veteran in einem Altersheim in Jakarta sprach Niederländisch, schrieb japanische Schriftzeichen und sang auf Indonesisch. Ein älterer Mann im Wald weinte wie ein Schuljunge, als er von einem holländischen Massaker sprach, das er als Kind miterlebt hatte.

Aus all dem habe ich gelernt, dass die Kolonialgeschichte so viel mehr ist als die Nationalgeschichte. Sie ist auch Globalgeschichte. Heute jedoch, im 21. Jahrhundert, betrachten wir den Kolonialismus des 20. Jahrhunderts immer noch durch die nationale Brille des 19. Jahrhunderts. Deutschland zoomt sich an Namibia heran, Großbritannien an Indien, Frankreich an Algerien, Belgien an den Kongo, und die Niederlande an Indonesien. Alles europäisiert sich, nur die koloniale Erinnerung nicht. Natürlich ist es gut, dass sich die früheren Kolonialherren mit ihrer imperialen Vergangenheit auseinandersetzen, doch die Obsession mit dem zentralen nationalen Projekt verhindert ein tieferes Verständnis der europäischen Dimension und der globalen Dynamik. Kolonialgeschichte ist Globalgeschichte.

Es gab noch eine zweite Lektion zu lernen. Der Kolonialismus, begriff ich, ist nicht nur etwas Historisches. Es genügt nicht, zurückzuschauen. Denn selbst wenn wir den Kolonialismus der Vergangenheit völlig aufgearbeitet haben, haben wir immer noch nichts an der dramatischen

Art und Weise geändert, in der wir heute die Zukunft kolonialisieren. Die Menschen eignen sich dieses Jahrhundert mit derselben Rücksichtslosigkeit, Gier und Kurzsichtigkeit an, mit der einst Kontinente erobert wurden. Der Kolonialismus ist kein territoriales Unternehmen mehr, sondern ein zeitliches – wir haben das Schlimmste womöglich noch nicht hinter uns, sondern es steht uns noch bevor. Wir verhalten uns wie die Kolonisatoren kommender Generationen. Wir berauben sie ihrer Freiheit, ihrer Gesundheit, womöglich sogar ihres Lebens – genau wie die Kolonisatoren der Vergangenheit. Wirbürden künftigen Generationen uns selbst auf, und das mit erstaunlicher Brutalität und Gleichgültigkeit. Wir tun so, als gäbe es sie nicht, als gehöre ihr Land uns, als sei ihre Welt unbewohnt, als stünde es uns frei, auf ihre Ressourcen zuzugreifen – Trinkwasser, fruchtbaren Boden, gesunde Luft –, und wir vergessen dabei, dass sie sie vielleicht selbst brauchen. Wir plündern unsere Enkelkinder aus, wir berauben unsere Kinder, wir vergiften unsere Nachkommen.

Inzwischen aber geht alles so schnell, dass wir die Konsequenzen selbst zu spüren bekommen. Waldbrände, Überflutungen und Wassermangel sind anscheinend unsere Rettung geworden. Das ist so zynisch, dass einem die Worte fehlen. Er jetzt wachen wir auf. Erst jetzt beginnen wir, etwas zu tun. Erst jetzt begreifen wir, dass es so nicht weitergehen kann.

Wir sagen *wir* und *uns*, als wäre damit die ganze Menschheit gemeint, weil das freundlich klingt und alle einbezieht – wir, die Menschheit, sind kollektiv für die Erderwärmung verantwortlich, und wir sitzen alle im selben Boot. Aber dahinter verbirgt sich eine viel tiefere Wahrheit, die wir nicht sehen wollen. Weil wir *nicht* im selben Boot sitzen. Und wir sind *nicht* gleichermaßen verantwortlich. Greta Thunberg hat ganz richtig festgestellt: »Wir sind alle im selben Sturm, aber wir sitzen nicht alle im selben Boot.« Die globale Erwärmung wurde und wird hauptsächlich von den reichsten Nationen in den gemäßigten Klimazonen des Planeten verursacht, und die ärmsten Länder in den Tropen bekommen sie hauptsächlich zu spüren. Dieser Wechsel vom Subjekt zum direkten Objekt erfolgt irgendwo um den Wendekreis des Krebses. Sobald man ihn überquert hat, ist man in den Akkusativ übergegangen. Von dort ab *erduldet* man das Verhalten des anderen. Es ist wie beim Passivrauchen: Man hat nicht darum gebeten, leidet aber unter den Folgen.

Sollen wir vom Kolonialismus jenseits des Kolonialismus sprechen? Schön, die Länder des Südens sind die Passivraucher der gemäßigten Temperaturzonen des Nordens, deren Rauch und Luftverschmutzung sie einatmen. Nein, es ist noch schlimmer, weil sie mehr darunter leiden als die Raucher selbst! Die Länder, die die geringsten Mengen an Treibhausgasen

ausstoßen, sind am stärksten von deren schädlichen Auswirkungen betroffen. Wir kolonisieren nicht nur die Zukunft, wir kolonisieren erneut auch den gesamten Süden. Der Kohlenstoff-Fußabdruck eines fünfzehnjährigen Hirtenjungen aus dem Tschad ist gleich Null, und doch wird er zusehen müssen, wie sich sein Land infolge des Lebensstils seiner Altersgenossen in Washington, Tokio oder Amsterdam in eine noch größere Wüste verwandelt; denn die haben ihre Klimaanlage auf 16 Grad Celsius eingestellt, während sie Influencern auf TikTok dabei zuschauen, wie sie für Fast Fashion werben, die von Kindern in südasiatischen Sweatshops genäht wird. Und wenn seine Ziegen verhungert und verdurstet sind und er beschließt, in eine gemäßigttere Region zu ziehen, wo die Hitze in den meisten Monaten des Jahres erträglich ist, dann erwartet ihn ein langer Leidensweg der Migration, Diskriminierung und Desintegration. Was auch immer er tut, das Elend ist ihm sicher.

Entkolonialisierung des Geistes? Unbedingt. Aber noch wichtiger ist, dass wir *die Hitze* entkolonialisieren. Die westlichen Länder wenden bemerkenswerte Mengen an Energie für endlose Diskussionen über Straßennamen und Statuen auf – ein geeigneter Weg zum Umgang mit der kolonialen Vergangenheit ist fast jede Woche in den Nachrichten –, die Diskussion über diese viel weiter verbreitete, viel aktuellere Art des Kolonialismus aber hat kaum begonnen.

Wir *müssen* jedoch über die Orkane sprechen, die Mosambik 2019 trafen, ein Land, das so gut wie keine Treibhausgase ausstößt, in dem aber drei Millionen Einwohner ihr Zuhause verloren haben oder in anderer Weise zu Opfern wurden. Wir müssen über die Hungersnot sprechen, die Madagaskar 2021 und 2022 heimsuchte und über eine Million Menschen betraf, und die Erwachsene und Kinder dazu zwang, sich von Schlamm zu ernähren. Wir müssen über die überfluteten Slums von Jakarta sprechen, über die toten Weizenfelder in Indien, über die Täler in Pakistan, die in diesem Moment von einem Monster-Monsun zerstört werden.

Der Klimawandel wird allzu oft als etwas dargestellt, das die Natur im Norden bedroht – wir sehen ständig Bildern von abbrechenden Gletschern und einsamen Eisbären auf winzigen Eisschollen –, doch der Klimawandel betrifft auch die Menschen in den Tropen. Etwa die alten Fischer in Kilibati, Samoa und Vanuatu, die zusehen, wie ihre Inseln verschwinden. Oder die jungen Mütter in Bangladesch, deren Küstendorf weggespült wurde. Schätzungsweise 18 Millionen Menschen werden allein in Bangladesch in den nächsten 30 Jahren vor dem steigenden Meeresspiegel fliehen müssen. Das entspricht der gesamten Bevölkerung Nordrhein-Westfalens.

Wenn wir wirklich eine postkoloniale Welt entwickeln wollen, werden wir noch mehr tun müssen, als Kampagnen gegen lokale Symbole der Vergangenheit zu veranstalten und die globalen Strukturen der Gegenwart zu bekämpfen. Wenn wir wirklich Fortschritte erzielen wollen, müssen wir die globale Solidarität neu erfinden. *Wir können aber erst beginnen, die Herausforderungen der Zukunft in der Gegenwart anzugehen, wenn die Vergangenheit keine offene Wunde mehr ist.* Sehr viele Menschen haben unter dem Kolonialismus gelitten, und noch ihre Kinder und Enkelkinder verspüren den Schmerz. Viele andere sind sich dieser Wunde nicht hinreichend bewusst gewesen, geschweige denn, dass sie sie anerkannt hätten. Die Heilung vom vergangenen Trauma erfordert Demut, Dialog und Empathie. Maya Angelou schrieb einmal:

Die Geschichte kann, trotz all ihrer Qualen,
nicht ungelebt werden, doch stellt man sich ihr mit Mut,
muss sie nicht noch einmal durchlebt werden.

Ja, was wir brauchen, ist Mut. Wir brauchen den Mut zu sagen: Die westlichen Länder haben die Erde viel länger verschmutzt und haben historische Emissionsraten, die viel höher sind als die der übrigen Welt. Wir brauchen den Mut zu sagen: In Bezug auf den Klimawandel und den Verlust der Artenvielfalt haben wir eine erdrückende Verantwortung. Wir brauchen den Mut zu sagen: Die armen Länder mögen bei uns finanziell verschuldet sein, die reichen Länder aber sind bei ihnen ökologisch verschuldet. Wir brauchen den Mut zu sagen: Das Kohlenstoffbudget des Westens ist ganz einfach aufgebraucht. Wir haben mehr als einen fairen Anteil an den globalen Emissionsrechten gehabt. Wir brauchen den Mut zu sagen: Es genügt einfach nicht, wenn wir bis 2050 auf eine Netto-Nullemission kommen. Wir müssen viel früher an diesen Punkt gelangen, damit es die Welt insgesamt bis 2050 schaffen kann.

Westliche Länder wie Großbritannien, Deutschland, die Niederlande und Frankreich verschmutzen die Umwelt seit dem 19. Jahrhundert. Deshalb müssen sie ihre Emissionen viel schneller reduzieren als alle anderen. Sie alle haben auch Kolonien gehabt und verdanken ihnen einen Teil ihres Reichtums. Aus diesem Grund sollten sie großzügig in den internationalen Klimafonds für den globalen Süden einzahlen, und zwar jetzt.

Seit Jahren bemühen sich die Vereinten Nationen um einen großen Nothilfe-Fonds für die vom Klimawandel am meisten gefährdeten Länder. Auf dem Pariser Gipfel von 2015 wurde

vereinbart, dass der Fonds mit 100 Milliarden Dollar ausgestattet werden solle, aber sechs Jahre später hat es den Anschein, dass die reichen Länder ihr Versprechen nicht gehalten haben. Das ist nicht hinnehmbar. Die ehemaligen Kolonialherren sollten die ersten sein, die erhebliche Geldsummen in den Topf einzahlen. Das sind sie sich selbst und der Welt schuldig. Jüngere Generationen können für die Missetaten ihre Vorväter nicht verantwortlich gemacht werden, doch sollten sie sich der historischen Vorteile, die sie heute noch genießen, überaus bewusst sein. Koloniale Schuld ist nicht erblich, ein koloniales Privileg aber schon. Das zu begreifen, ist der Schlüssel zum Wiederaufbau der Welt. *Wir, die jüngeren Generationen, haben uns diese Vergangenheit nicht ausgesucht, aber wir können eine andere Zukunft wählen.* Wir können zeigen, dass wir aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt haben. Wir können die kaputte Welt des vergangenen Jahrhunderts reparieren, indem wir zusammen an einer faireren, gleichberechtigteren und nachhaltigeren Welt arbeiten – einer Welt, in der ein hungriger Fuchs nicht die Hand eines fremdartigen Mannes lecken muss.

Bevor wir uns voneinander verabschieden, liebe Freundinnen und Freunde, wollen wir ein paar Sekunden lang über die Arten nachdenken, die wir in der vergangenen halben Stunde verloren haben.

[*Langes Schweigen.*]

Ich danke Ihnen.

[*Aus dem Englischen von Michael Adrian*]